

WIR HIER OBEN, DIE DA UNTEN

SIEDLER AUF DEN BERGEN, PALÄSTINENSER IN DEN TÄLERN

von Carmen Molitor

Eine abendliche Autofahrt vom Paulus-Haus am Damaskustor in Ost-Jerusalem nach Jericho: Nach gut 20 Minuten lasse ich das zähe und nervöse Stop-and-go des Feierabendverkehrs mit seinen rituellen Hupkonzerten hinter mir und bin auf dem Highway 1 angekommen. Der Verkehr beginnt endlich zu fließen. Nur hinter einer Ausfahrt stauen sich die Autos noch kilometerlang einen Berg hinauf. Von der Schnellstraße aus sehe ich im Dunkeln eine Kette aus roten Rücklichtern, die dicht an dicht die Zubringerstraße beleuchtet. Diese Pendlerinnen und Pendler wollen aus dem Zentrum zurück nach Hause, nach Ma'ale Adumin. Wuchtig überragen die markanten weißen Häuserfronten am Rand des Bergplateaus die Schnellstraße, auf der ich weiter in Richtung Jordantal fahre.

So geschliffen und gewaltig sieht also eine jüdische ‚Siedlung‘ aus.

Das hatte ich mir früher anders vorgestellt. Wenn ich in den deutschen Nachrichten von einer neuen Siedlung in der Westbank hörte, dann klang das für mich nach behelfsmäßigen Unterkünften, Baracken und Improvisation.

Mitte der 70er-Jahre war das auf diesem Berg in der jüdischen Wüste tatsächlich noch so gewesen. 23 jüdische Familien hatten sich hier im von Israel besetzten Westjordanland in einer Art Kibbuz angesiedelt und sich dabei wenig um die fehlende offizielle Geneh-

migung für ihre Bauten geschert. Sie standen der Nahal-Bewegung nah. Der damalige Verteidigungsminister Shimon Peres unterstützte sie dabei, ihren Außenposten zu bauen.

Als dann 1978 der rechte Likud an die Macht kam, entschied die Regierung von Menachem Begin, Ma'ale Adumin (zu Deutsch: roter Hang), die bis dahin eher chaotische entstehende Ansied-

In Ost-Jerusalem und in der Westbank gibt es Orte, an denen die Besatzung sehr klar sichtbar wird.

lung zu einem genauestens geplanten staatlichen Projekt zu machen, dessen Architektur als richtungsweisend für die folgenden Siedlungsprojekte auf den Bergen der Westbank gelten sollte. Die Regierung engagierte dafür den Londoner Architekten und Stadtplaner Thomas Leitersdorf und ließ ihm freie Hand. Öffentliche Ausschreibungen gab es nicht; Leitersdorf vergab die Bauaufträge nach Gutdünken und zog gemeinsam mit einem Team von einem Duzend Architekturbüros und anderen Experten in weniger als drei Jahren die neue Stadt mit zunächst 2.600 Haushalten hoch. Ohne Rücksicht auf die

Besitzansprüche der alteingesessenen Palästinenser. Der Baugrund wurde kurzerhand zum israelischen Staatsland erklärt.

Das interessierte die treibende politische Kraft für den Aufbau von Ma'ale Adumin, Ariel Sharon, wenig. Er fragte sich eher, welche der Bergspitzen in dem Gebiet das beste Klima und „die beste Kontrolle“ über die strategisch wichtige Schnellstraße in den Osten versprach.

Hoch über allen anderen zu wohnen, wie früher in Burgen und Schlössern oder heute in Luxusvillen am Berghang oder in topmodernen Hochhäusern, verstanden viele schon immer als einen weithin sichtbaren Ausdruck ihrer militärischen, politischen oder wirtschaftlichen Macht. Oben genießt man Über- und Aussicht. Und man hat den strategischen Vorteil, Feinde früh kommen zu sehen. Ariel Sharon hatte das wohl verinnerlicht. Noch im Oktober 1998, als er israelischer Außenminister war, rief er den jüdischen Siedlern zu: „Greift euch so viele Gipfel, wie ihr könnt! Weil alles, was wir uns jetzt nehmen, unser bleiben wird, und alles, was wir uns nicht nehmen, wird ihnen zufallen.“ Ihnen, damit sind die Palästinenser gemeint.

Eine Parole, die bei Siedlerinnen und Siedlern mit religiösen und nationalistischen Motiven auf fruchtbaren Boden fiel. Insbesondere, seit Donald Trump in



Isawija, das Zuhause von 15.000 Menschen, seit dem Sechstageskrieg annektiert durch Israel, wird ‚Klein Gaza‘ genannt. (Fotos: Carmen Molitor)

den USA Präsident ist und die rechte Politik der Regierung von Benjamin Netanjahu bedingungslos unterstützt, haben sie ihre eigene private Landnahme im Westjordanland verstärkt. Sie erfolgt nach immer dem gleichen Schema: Erst besetzen einzelne Aktivisten eine Bergkuppe auf palästinensischem Gebiet mit ihren eilig zusammengeziimmerten Behelfsunterkünften oder Wohnwagen. Dann werden nach und nach feste Wohnstätten daraus. Sie schaffen – ungeachtet der Bodenbesitzverhältnisse – mit der Zeit so „facts on the ground“. Die israelische Tageszeitung Ha'aretz konstatierte 2019 die „Wiederkehr der Außenpostenmethode“. Seit 2012 seien – still und ohne weitere öffentliche Diskussion – 32 neue Siedlungen errichtet worden, bis auf eine alle tief im Westbankgebiet und damit neue Hemmschuhe für eine Zwei-staatenlösung. Einen regelrechten Boom gab es 2019: Ganze elf illegale Siedlungen errichteten Aktivisten allein in den ersten neun Monaten. Auf die nachträgliche Anerkennung durch die Regierung konnten sie sich bisher meist verlassen.

Als Landeroberer im Sharonischen Sinne verstehen sich dagegen die heutigen Bewohnerinnen und Bewohner von Ma'ale Adumin nicht. Für die meisten ist der ‚Rote Hang‘ einfach eine normale Vorstadtsiedlung, die ihnen die Möglichkeit gibt, mit

ihren Familien stadtnah und trotzdem kostengünstig und komfortabel zu wohnen. Ma'ale Adumin, wo heute rund 40.000 Israelis leben, entwickelte sich von einer Schlafstadt zu einem Zentrum, das alles bietet – Geschäfte, Ärzte, Sportstätten, ein Kunstmuseum, Schulen. Und die schöne Aussicht auf die jüdische Wüste.

„Heute ist es kein politisches Statement mehr, in einer solchen staatlich geförderten Siedlung wie Ma'ale Adumin zu leben“, sagt Arif Hasan und zuckt mit den Schultern. „Sogar Linke ziehen dahin, die sich noch vor einigen Jahren niemals hätten vorstellen können, in einer Siedlung zu leben.“ Arif ist Palästinenser, in den Vierzigern, und er ist in einer muslimischen Familie im Flüchtlingslager Shu'afat am Stadtrand von Ost-Jerusalem aufgewachsen. Der Politikwissenschaftler führt Touristen gern durch den eher unbekannteren östlichen Teil von Jerusalem. Dass sein richtiger Name in der Zeitung steht, möchte er nicht.

Ich stehe mit ihm auf einem anderen prägnanten Ost-Jerusalem Berg, dem Mount Skopus, am Rand einer vielbefahrenen Straße. Hinter uns die Gebäude der Hebräischen Universität. Der Gipfel der Gelehrsamkeit: Albert Einstein und Martin

Buber gehörten zu ihren Gründervätern, acht Nobelpreisträger hat sie hervorgebracht. Arif hat hier studiert. Obwohl nur ein paar Hundert Meter den Berg hinunter in Shu'afat sein Zuhause war, musste er sich als ‚ausländischer‘ Student immatrikulieren.

Vor uns im Tal liegt ein Meer aus niedrigen, mattweißen Steinhäusern, zwischen denen hohe, spitze Minarette aufragen: der palästinensische Stadtteil Isawija, das Zuhause von 15.000 Menschen, seit dem Sechstagkrieg annektiert durch Israel. Es ist einer der neuesten Brennpunkte im Stadtgebiet. Fast täglich gibt es hier Zusammenstöße der israelischen Polizei mit – vor allem den jungen – palästinensischen Bewohnern. ‚Klein Gaza‘ nennt man das Viertel inzwischen, denn ähnlich wie in Gaza sind die Ausfahrten oft durch Checkpoints der Polizei versperrt und drinnen brodelt es immer mehr.

Seitdem die Grenzpolizei und die schwer bewaffnete Elite-Polizeieinheit Yasam im Frühjahr 2019 dort mit ihren nahezu täglichen Patrouillen, rigiden Kontrollen und nächtlichen Hausdurchsuchungen begannen, kam der Stadtteil nicht mehr zur Ruhe. Jugendliche warfen von hier aus immer wieder Brandsätze auf den nahen Highway 1, hieß es vonseiten der Israelis. Regelmäßig empfangen die Jugendlichen in ihren Straßen israelische Polizisten mit Steinen, Feuerwerkskörpern oder Molotow-Cocktails. Im Juni 2019 wurde bei den Auseinandersetzungen der 21-jährige Palästinenser Mohammed Obeid von der Polizei erschossen. Mehr als 300 Menschen sollen bei den Einsätzen durch Gummigeschosse, Blendgranaten und Tränengas von den Polizisten bisher verletzt worden sein sowie Hunderte verhaftet.

Anfang 2020 verfügte die Polizei eine monatelange nächtliche Ausgangssperre gegen sechs junge Männer des Viertels, die sie als mutmaßliche Unruhestifter identifiziert hatte, und berief sich dabei auf ein Gesetz aus der Motenkiste der britischen Besatzung. Die betroffenen Männer hielten das für unrechtmäßig, verließen ihre Häuser wie gewohnt auch abends – und wurden verhaftet.

Besonders hoch schlugen die Wellen

der Empörung in Isawija im November, als die israelische Polizei einen 16-Jährigen auf dem Gelände seiner Schule verhaftet hatte. Heftige öffentliche Proteste folgten, auch von der Europäischen Union. Einige Monate zuvor hatte die Polizei zugesichert, dass sie direkt vor Beginn und nach Ende des Unterrichts nicht in der unmittelbaren Nähe von Schulen operieren werde. Doch sie hielt das Versprechen nicht ein. Immer mehr Misstrauen setzt sich fest.

Wie lebt es sich in diesem Tal mit seiner drängenden Enge angesichts von Straßensperren, willkürlich anmutenden Verhaftungen und Durchsuchungen? „Wenn hier in den Straßen Jugendliche zusammenstehen und einfach miteinander reden, gehen die Polizisten absichtlich mitten durch diese Gruppen und verlangen, dass sie auseinandergehen“, beschreibt Arif eine Alltagsszene. Als wir näher an den Stadtteil heranfahren, deutet er auf lange Reihen von geparkten Autos. „Die Einwohner parken so weit außerhalb ihres Viertels, damit sie nicht immer in endlose Kontrollen geraten und pünktlich zur Arbeit kommen“, erzählt er. Der Journalist Gideon Levy berichtet, dass Familien hier inzwischen durch die Polizeiaktionen so verängstigt seien, dass sie das Haus kaum verlassen und ihre Kinder zu Verwandten außerhalb des Viertels schickten. „Ich habe mein Haus zu einem Gefängnis für meine Kinder umfunktioniert, wegen all der Probleme im Ort“, zitiert die Ha'aretz einen Vater aus Isawija. „Es tut mir leid für sie, aber ich lasse sie nicht raus und sie dürfen nicht einmal die Tür alleine öffnen. Aber so viel ich sie auch zu beschützen versuche, es hilft nichts.“ Sein neunjähriger Sohn verlor Mitte Februar durch israelische Gummigeschosse ein Auge, als er auf dem Weg von der Schule nach Hause war.

Eyal Weizman, ein israelischer Architekt, Menschenrechtsaktivist und Schriftsteller, hat die Architektur der Israelis in den besetzten Gebieten in seinem Buch ‚Sperrzonen‘ analysiert und bezeichnet sie als „vertikale Apartheidspolitik“. Das buchstäbliche „wir da oben, die da unten“ in den besetzten Gebieten hat für ihn ein Ziel – die Separierung der Volksgruppen. Dort die „Inseln“ der Siedler auf den Bergspitzen und nicht weit davon entfernt die



Die jüdische Wüste von Ma'ale Adumin aus gesehen.

palästinensischen Enklaven in den Tälern. Dazu ein Netz von Straßen, „die die Inseln mit den Inseln verbinden und die Enklaven mit den Enklaven“. Juden und Palästinenser begegnen sich so nur selten oder nie.

Weizman sieht jeden palästinensischen Ort völlig umschlossen von israelischem Gebiet – und zwar von oben, unten und von der Seite: „Wenn die Palästinenser aus ihren Enklaven herausfahren wollen, treffen sie auf einen Zaun, eine Mauer oder einen israelischen Checkpoint“, beschreibt er. Planen sie einen Brunnen zu graben, brauchen sie ebenso eine Genehmigung der Israelis. Wenn sie mit dem Flugzeug über ihr Gebiet fliegen möchten, ebenso. Was

den Menschen in diesen Enklaven fehlt, ist Entscheidungs- und Bewegungsfreiheit.

Anders auf den Bergen. „Wir verkaufen etwas, für das wir keinen Penny bezahlen mussten“, zitiert Weizman den Ma'ale Adumin-Erbauer Leitersdorf. Gemeint ist die fantastische Aussicht vom Bergplateau ins Tal und über die Wüste.

Aber was sehen die Bewohnerinnen und Bewohner wirklich von dort oben? Da gebe es große Unterschiede in der Wahrnehmung, schreibt Weizman. Militär und Regierung wollten, dass die Siedler Orte von nationaler strategischer Wichtigkeit unter staatlicher Kontrolle sähen, so der Architekt. Die

Siedler selbst dächten, dass sie biblische Landschaften erblickten. Was sie tatsächlich da unten sehen könnten, wenn sie es denn nur wahrnehmen würden, sei das tägliche Leben der Palästinenser und Beduinen und ihrer

Armut unter der Besatzung, schreibt Eyal Weizman.

Doch im derzeitigen politischen Klima entscheiden sich viele Bergbewohner, einfach darüber hinwegzusehen.



CARMEN MOLITOR

Carmen Molitor ist gelernte Journalistin und war Chefredakteurin des Magazins ‚Mitbestimmung‘ der Hans-Böckler-Stiftung. Sie ist seit 2019 im Team des Paulus-Hauses zuständig für den Bereich Food and Beverage und knüpft damit an praktische Erfahrungen in ihrer Kindheit an: Ihre Eltern betrieben eine Gastwirtschaft an der Formel 1-Strecke Nürburgring. Molitor war 1996 als DVHL-Freiwillige in der Dormitio-Abtei in Jerusalem eingesetzt.